Sechster Jahrgang, Nr. 4.

Teplitz. August 1899.

Jüdische Chronik

Monatsschrift

zur Verallgemeinerung jüdischen Wissens und zur Wiederbelebung des Interesses an allen jüdischen Angelegenheiten.

Herausgegeben und redigiert

von

Dr. Adolf Kurrein in Teplitz.

Inhalt:



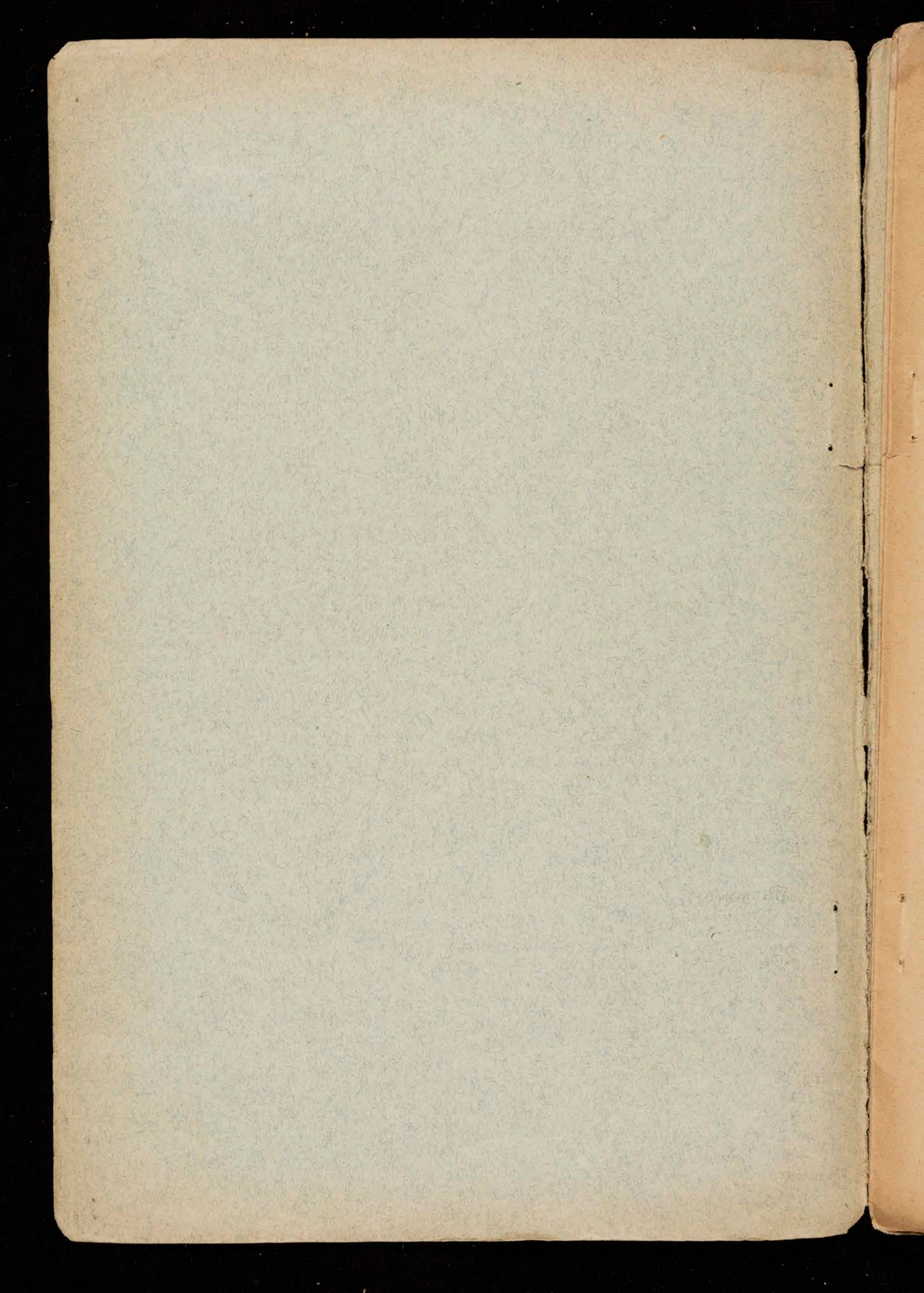
Abonnementspreis pro Jahr:

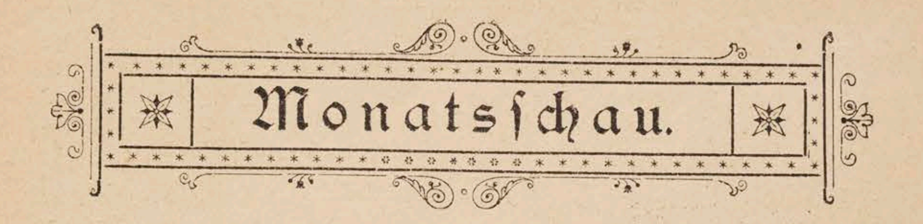
5 Kronen = 2 fl. 50 kr. Oe. W.

5 Mark in Deutschland.









Tröstet, tröstet mein Volk!

Der Trost-Sabbat, welcher die dreiwöchentliche Trauer wegen der Zerstörung Jerusalems, des heiligen Tempels und der staatlichen Selbständigkeit mit Gedanken und Hoffnungen auf die Zukunft Israels abschließt, war im heurigen Jahre noch der Träger eines zweiten altjüdischen Volksfestes, des 15. Ab, Chamischo osser. Es ist ein altes Volksfest, das vielleicht über die geschichtliche Zeit Israels hinausreicht, und von welchem eben darum die Feier noch, aber nicht Bedeutung und Ursprung im Volksgedächtnis sich erhalten hat.

Darüber wird uns im Talmud (Taanith 26) überliefert: Kein Fest, keine Freude und keine frohe Stimmung konnte sich in Israel mit der Feier des 15. Ab vergleichen. Es war eine außerordentliche Belustigung für die Jugend. Die Jungfrauen in Israel erschienen sämmtlich im ganz gleichen Schmucke der weißen Kleider, die geliehen waren. Selbst die Königstochter durfte nicht im eigenen Festgewande auftreten und erborgte es von der Tochter des Hohenpriesters, damit die Bettlerstochter ohne äußere Scheu und ohne innere Beschämung von der Tochter des Reichen das weiße Kleid entlehnen konnte.

In dieser Form erscheint das Fest als das älteste Verbrüderungs- und Gleichheitsfest unter den Israeliten. Hundert Jahre alt ist der erste Gedanke der Brüderlichkeit und Gleichheit in Europa, und man findet nicht genug Worte des Lobes und der Begeisterung für die Erfinder, für die große Nation der Franzosen, wie sie sich mit Vorliebe nennen lassen, und vor mehr als dreitausend Jahren wurde dieselbe Idee schon im israelitischen Volke durch ein allgemeines alljährliches Fest gefeiert, ohne daſs die Menschen uns hiefür im mindesten Anerkennung zollen. Ja, wir können die israelitische Religion als Erfinderin und Begründerin der Gleichhetsidee unter den Menschen bezeichnen. Aelter noch als der 15. Ab ist das erste israelitische Fest, der Sabbat. Durch das Arbeitsverbot am Sabbat, das für jeden

ohne Unterschied im Hause, für Herrn und Knecht galt, war in jedem Hause an jedem Sabbat ein Gleichheits- und Verbrüderungsfest gefeiert. Noch erhöht wurde die Wirkung an jedem hohen Festtage, an welchem arm und reich, Diener und Freier, Schutzloser und Beschützer eine gemischte Gesellschaft mit dem Gefühle vollständiger Gleichheit an dem Tische des Hauses sich zusammenfand. Um also die Grundsätze der Gleichheit aller Menschen dem israelitischen Volke vorzuführen, sie ihm einzuprägen, dass sie ihm in Fleisch und Blut übergingen und sich bei ihm vollständig einlebten, dazu bedurfte es in Israel gewiss keines besonderen Festes, das bot in inniger vollendeter Form jeder Sabbat, jeder Feiertag. Wenn trotzdem noch ein besonderer Fest- und Feiertag diesem Grundsatze gewidmet wird, so soll diese Lehre offenbar in weiterem Umfange vorgeführt werden, und sicherlich so, dass wir ihre Irrthümer von dem gesunden und vernünftigen Kern, den sie in sich birgt, unterscheiden und auseinanderhalten.

Es fällt schon auf, dass die Gleichheit durch das gleiche Kleid bezeichnet wird. Würde das gleiche Gewand schon die gleichen Menschen schaffen, so wäre schnell und leicht die Gleichheit aller Menschen herbeigeführt, jedoch das Kleid macht noch längst nicht den Mann. Schon ein altes jüdisches Sprichwort sagt (Sabbat 145): Wo man mich nicht kennt, da gibt mir das Kleid Werth und Ansehen, doch unter Bekannten thut es nicht das Kleid, sondern mein Wesen. Die vielgerühmte, hochgepriesene Gleichheit aller Menschen scheint somit auf etwas mehr als auf bloßer äußerlicher Gleichstellung der Menschen zu ruhen. Ja, wer weiß, ob nicht gerade jenes alljährliche Festspiel bei den Israeliten aufmerksam machen sollte, welch ein gefährliches Spiel mit der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen getrieben wird, wie diese zum leeren inhaltlosen Spiel mit dem höchsten Ideale, mit dem vollkommensten Ziele der menschlichen Bestrebungen herabgewürdigt wird, wenn die Menschen nur durch Aeußerlichkeiten sich gleich machen und innerlich desto verschiedener sind, wie etwa die Königs- und Hohenpriesterstochter trotz der gleichen weißen Kleider nicht als Bettlerinnen, ja nicht als etwas anderes als sie wirklich waren, sich fühlen konnten, und wie die Bettlerin trotz des entlehnten Gewandes eine Bettlerin war und blieb. Zur Gleichheit der Menschen dazu, dass die Menschen gleichgestellt seien, sich gleichgestellt fühlen, dazu gehört mehr als das gleiche Gewand, dazu braucht man mehr als ein für einen Tag entlehntes Kleid, dazu müssen die Gleichen im Gewande vorhanden sein, dazu gehört Gleichheit der Gefühle, der Gesinnungen, des Denkens und der Lebensauffassung bei aller äußern Verschiedenheit und Ungleichheit.

Solcher Art mögen auch die Beziehungen sein, welche den 15. Ab, das Gleichheits- und Verbrüderungsfest, mit dem 9. Ab, dem Tage der Zerstörung Jerusalems, in Verbindung setzen. Man dachte sich, man sagte sich, die Zerstörung des heiligen Tempels, die Vernichtung des jüdischen Staates, die Millionen und abermals Millionen Opfer, welche die wiederholten großen und schweren Kämpfe mit den Weltmächten Babylon und Rom kosteten, waren für Israel ein großes Unglück. Gibt es aber ein Volk, ein Reich auf Erden, das von solchem Missgeschick in der Geschichte verschont blieb? Zieht nicht der Krieg wie die menschenmordende verheerende Seuche durch alle Länder, ohne dass unser hochgebildetes, menschenliebendes, zum Frieden geneigtes Zeitalter ihn unterdrücken und für immer beseitigen könnte? Und wie anders wäre Krieg, Kampf, Gegnerschaft und menschliche Feindseligkeit aus der Welt geschafft, wie anders, als wenn alle Menschen gleich wären, sich gleich fühlten, als wenn dem Jahrtausende alten Tischo beaw der Menschen, ein 15. Ab, ein Chamischo osser, ein Verbrüderungs- und Gleichheitsfest aller Menschen nicht im Spiel, sondern in der Wirklichkeit folgen würde?

Wer kann, wer muss diesen Gedanken mehr hegen, öfter wehmüthig sich wiederholen und inniger sich herbeiwünschen, als wir Israeliten, welche wir seit unserem Eintritte in die Geschichte bis zum heutigen Tage am meisten von der Ungleichheit, von den Gegensätzen, von den Feindseligkeiten, von der Bekämpfung und Befehdung durch die übrigen Menschen zu leiden hatten? Wir Israeliten wünschen am ersten, am meisten und aufrichtigsten, dass die Gegensätze und damit die Feindseligkeit der Menschen gegen einander und gegen uns aufhöre, dass nach des Propheten Wort der 9. Ab in einen Freudentag sich verwandle und der 15., die Gleichheit der Menschen eintrete. Daraus entstand von jeher, daraus entsteht noch heute die bedeutsame Frage: „Sollen wir den Völkern, oder werden jemals die Völker uns gleich werden? Leicht wäre diese Frage nach dem Gottes-, nach dem Prophetenworte beantwortet: Ihr sollt ein Priestervolk mir sein! Sind wir von Gott zu einem Priestervolke berufen und bestimmt, dann müssen die Menschen den Priestern, nicht aber die Priester den Laien gleich werden. Wir Israeliten hatten und haben noch immer nicht Zeit, nicht Lust, nicht Geduld, die Erfüllung des Gotteswortes und der Prophetenaussprüche abzuwarten; wir haben auch seit der Zerstörung des heiligen Tempels kein Haupt, keinen

Priester, keinen Propheten und keinen Führer, dessen Machtgebot wir unterschiedlos allesammt uns beugen, unterordnen und gehorchen müssten. Wir verfahren jeder nach Gutdünken, handeln auf eigene Faust und wir halten es für das Beste, was wir so oft gethan, weiter zu versuchen: „Wir thaten, wir thun es den Völkern, unter denen wir leben, gleich! Wir nahmen nicht blos die äußere Hülle an, wir warfen nicht allein das erborgte Gewand um, wir nahmen Geist, Sitten und Unsitten, Lebensanschauungen, Tugend und Untugend, Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Mängel und Vorzüge der Völker an. Wir vergaßen die Person im Gewand, vergaßen ganz uns selbst. Von unserer heiligen Religion ist in unserem Leben kaum noch ein Schein, kaum noch ein schwacher Schatten vorhanden, von unseren geistigen Schätzen wissen wir fast gar nichts mehr, unsere Heiligthümer verstehen, achten und lieben wir nicht mehr, unser Volksthum ist unserem Bewusstsein, unserem Verständnisse völlig entschwunden, das Gefühl dafür dem Herzen und Sinn gänzlich erloschen. Ganz so wie es der Prophet Jirmija so treffend gekennzeichnet, ist unser Losungswort, unsere Richtung, und Lebensanschauung: Lo! die reine Negation, die Vernachlässigung, Missachtung, Geringschätzung, Unwissenheit und Unkenntnis alles dessen, was einst des jüdischen Volkes, was jüdisch war und noch jetzt jüdisch sein und immer jüdisch bleiben sollte! Unsere wirkliche Thätigkeit, unser jüdisches Leben erschöpft sich ki ohawti sorim in Liebe und Nachäffung, in Verherrlichung und Vergötterung, in Pflege und Aneignung alles dessen, was unjüdisch ist, was uns uns selber entfremdet, was uns den Völkern näher bringt, und das nicht allein in Gewand, Sprache, Sitten, Aeußerlichkeiten und Lebensweise, sondern selbst im religiösen Leben und in der Gottesverehrung.

Bei einer sorgfältigen Heeresschau über das Israel in der Gegenwart müsste man in etwas geändertem Sinne das Urtheil sprechen: Mi keamecho jisroel goj echod, Israel ist so unjüdisch geworden, dass es sich allen Völkern vollständig anpasst. Trotz dieser Bemühung goj echod eins mit den Völkern zu sein, ist Gleichheit und Verbrüderung mit den Völkern noch immer nicht Israels Theil, nur Hass, Kampf und Verfolgung und Ausschließung haben wir bisher geerntet, und aller Liebe Mühe, mit den Völkern goj echod eins zu werden und gleich zu sein, zeigt sich am Ende unseres Jahrhunderts umsonst und vergeblich verschwendet. Da wiederholt sich uns erst recht und laut das verzweiflungsvolle Wort des Klageliedes: „Wem soll ich dich, Tochter Zions, gleich stellen und wie soll ich Dich trösten?“ Darauf gibt der Prophet Jesaia, darauf gibt der Sabbat des Trostes die beste Antwort:

„Tröstet, tröstet mein Volk!" Der einzige Trost Israels ruht in seinem Volksthume; in der eigenen Mitte und nicht außerhalb muss Israel Trost suchen und finden. Wollt ihr Israeliten getröstet sein, so wollet nicht wie andere sein, wollet nicht andere werden, wollet ihr selber sein, ihr selber bleiben und die Menschen, die Völker, die Nationen werden euch als Volk Israel achten und ehren. Der Gedanke, der die Gegenwart beherrscht, der die Völker leitet, der die Triebkraft ihrer Handlungen bildet, lautet: Jedes Volk hat seine Kraft nur in sich selbst, aus dieser heraus muss es sich Geltung verschaffen, muss es leisten, mit dieser muss es in den Wettkampf mit den Völkern und Nationen hinaustreten und sich siegreich behaupten.

Zu diesem Zeitgeiste müssen wir uns bekennen, diese Richtung müssen auch wir annehmen. Wir müssen zeigen, was wir aus eigener Kraft leisten, dann werden die Völker uns nach unsern Verdiensten schätzen und würdigen, dann werden sie ernstlich wünschen und wollen, dass wir unsere Kräfte und Fähigkeiten und Leistungen mit den ihrigen verbinden, ohne uns erst aufgeben zu müssen; dann werden wir als Juden und trotzdem wir Juden sind und es bleiben wollen, mit den andern Völkern gleichberechtigt, geschätzte und gesuchte Verbündete sein, werden nicht durch Aeußerlichkeiten, sondern durch unser wahres Wesen, durch unsre eigene Kraft gleichwertig den übrigen Völkern, den anderen Nationen gleichgestellt werden, eine Nation unter den Nationen, wenn wir auch äußerlich in Manchem von ihnen verschieden sein mögen.

Dieser Gedanke, welcher ein wahrhafter und echter Trostgedanke im Geiste des Propheten, im Geiste Gottes ist, bildet die lebende Kraft der unter dem „Zionismus" bekannten, bereits mehrere Jahre alten Bewegung im jüdischen Volke. Sie hat dem Judenthume und der Judenheit bereits Achtung unter den Völkern verschafft. Im nächsten Monat wird bereits zum drittenmale ein Congress der Juden aus aller Herren Länder, aus allen Welttheilen in Basel tagen und wird der Welt zum drittenmale Kunde geben, dass trotz aller Anfeindungen, Hemmnisse und Schwierigkeiten aus unserer eigenen Mitte, das jüdische Volk, die jüdische Volksseele noch lebt, der jüdische Volksgeist noch lebendig unter uns wirkt und waltet und von dem einzigen richtigen Streben beseelt ist, der Judenheit und dem Judenthume eine dauernde Stätte zu gründen, wo beide unbehindert durch fremde Macht und fremden Einfluss sich bewähren und bethätigen können. In dem Erbe unserer Väter, in Palästina, wie es uns Gott selbst und alle Propheten verheißen haben, soll den Juden eine Stätte erstehen, auf welcher die jüdische Arbeitskraft, die jüdische Fähigkeit, das jüdische Talent, der

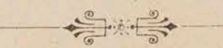
jüdische Geist sich selbständig entwickle, und in den richtigen Wettbewerb mit den Völkern trete und da seine Kraftprobe bestehe. Das allein kann und wird die beste Widerlegung aller Angriffe, aller Feindseligkeit und Aufhetzereien der Antisemiten und Judenfeinde gegen uns Juden sein, das allein kann und wird uns die rechte Würdigung unserer ehrlichen Arbeit bringen, selbst allen denen von uns, die in Europa bleiben und keinen Wunsch und kein Verlangen hegen, ihr jetziges Vaterland mit Palästina zu vertauschen.

Auch für unsere Religion brauchen wir eine Heimstätte, die uns selbst und auch den Völkern den Glanz, die Größe und Schönheit unserer Religion in voller Uebereinstimmung mit dem Leben zeigt. Hier in unsern Ländern befindet sich Religion und Leben im steten Gegensatz und Widerspruch. Entweder beobachten wir die Religion und ziehen uns aus dem Leben zurück oder wir widmen uns, gehören dem Leben und vergessen und verlieren die Religion ganz und gar. Welch ganz andere Blüte und Entfaltung entwickelte unsere israelitische Religion, wenn sie den andern gleich auch auf einem geschlossenen Gebiete Israels zur Ausführung käme, wo das Leben die Religion nicht behinderte, nicht beengte und die Religion das Leben verschönerte und veredelte! In welchem Glanze erschiene auch die jüdische Religion, wenn Sabbat und Feiertag seine beseligende Ruhe über ganze Städte und Ländergebiete ausbreitete, wenn die heilige Sprache, in welcher Gott sich uns geoffenbart, David seine heiligen Lieder gesungen, die Propheten ihre ewigen Verheißungen an das Volk gerichtet, wenn diese heiligen Klänge wieder lebendige Volkssprache würde und von ihren beseligenden Lauten Gotteshaus, Haus und Straße widerhallte, wenn alle geistigen Schätze Israels wieder ihre würdigen Pflegestätten fänden und Volk und Gott und Religion Israels verherrlichten!

Muss in Hinblick auf diese begeisternden und erhebenden Bilder nicht jeder Israelite, der noch Liebe im Herzen zu seiner angestammten Religion hat, der noch Leben und Sitten der Väter ehrt und heilig hält, der sich noch als Angehöriger eines vieltausendjährigen Geschichtsvolkes fühlt, als Sohn eines Volkes, das den Menschen die wahre Gotteserkenntnis und Gottesverehrung vermittelte, muss nicht jeder Israelite, welches Geistes und welcher religiösen Richtung er auch sei, ob er nach Zion wandern oder ewig für sich und seine Nachkommen außerhalb Zions leben will, muss er nicht begeisterter, hingebender und aufopfernder Zionist sein, Zionist werden, kann er gar etwas anderes als Zionist sein, muss er nicht mit allen Kräften, mit allen Mitteln, mit den größten Opfern aus Bruderliebe, aus Elternliebe, aus Pietät fürs

Judenthum die Bestrebungen des Zionismus fördern? Welemor lezion ammi otto. Zionist sein, heißt: wünschen, streben und dafür arbeiten, dass die Israeliten als Israeliten, ohne sich aufgeben zu müssen, ohne einen Selbstmord zu verüben, durch eigene Kraft und Arbeit und Thätigkeit bei allen Völkern Achtung, Anerkennung und Gleichstellung gewinnen, damit die Völker Israel um keiner andern Ursache als um seiner selbst willen ebenbürtig halten und als gleich unter Gleichen betrachten. Dieser Trost soll von Zion ausgehen, diesen Trost soll der dritte Congress in Basel fördern und herbeiführen! Darum Glück auf! den frommen Zionisten-Wallfahrern nach Basel, Glück ihren Arbeiten und Bestrebungen! Erfasset, führet aus das Rechte! So Zionisten tröstet, tröstet mein Volk!

Dr. Kurrein.



Die Hoffnung Israel's.

Von Samuel Meisels, Przemysl.

Das Individuum wie die Gesammtheit, jeder Einzelne wie die Nation haben eine Zukunft, und harren immer mit sehnsuchtsvollen Blicken derselben entgegen. Und die Hoffnung trügt nicht immer. Manchem bestätigt sich seine Aussicht in die Zukunft in der Weise, wie er sie gewünscht und er erlangt in ihr, nachdem sie ihm schon Gegenwart geworden, was er stets von ihr erhoffte. Das ist ein bei Individuen wie bei Nationen oft vorkommender Fall. Aber wann tritt dieser Fall ein? Damals wenn die Hoffnung mit Arbeit gepaart ist. Denn wie ist eigentlich vom psychologischen Standpunkte der Begriff des Hoffens zu definieren? — Das Hoffen ist entweder das seelische Verlangen und Bangen nach einem von der bestehenden Situation zum Besseren sich unterscheidenden Etwas oder das Sehnen und Verlangen nach Rehabilitierung des Gewesenen. Das Erste ist das Hoffen nach einer wirklichen zukünftigen Zukunft, das zweite nach einer Zukunft, die die Vergangenheit zurückbringen soll. Außerdem gibt es eine passive und active Hoffnung. Die erstere könnte man Harren, die letztere Hoffen nennen. Es gibt Menschen und Völker, die passiv darniederliegen und dabei von den schönsten und erhabensten Hoffnungen beseelt sind. Es gibt Menschen und Völker, die da hoffen, groß und bedeutend

zu werden, Ruf zu bekommen und Namen zu kriegen, unabhängig und souverän zu werden, nichtsdestoweniger wollen sie zur Erlangung dieses Alles nichts thun, oder sind nicht einmal zum Verständnisse gelangt, daß dafür Etwas gethan werden müsse. Wie das einfältige Kind, das den Klempner auf dem Dache sieht, glaubt, der Mann sei plötzlich vom Boden auf das Dach hinauf gefallen, und in seiner Naivetät nicht begreift, daß er dazu eine Leiter gebrauchen mußte, so hoffen und meinen jene Leute und Völker, daß ganz ohne jegliche Arbeit das Erwünschte plötzlich vom Himmel fallen werde, und wissen nicht, daß vom Himmel nichts fällt, sondern alles mittelst einer von Menschenhänden errichteten Leiter herabkommt. Sie wollen keine Maßregeln ergreifen, um das Erhoffte zu erstreben, das Ersehnte zu erobern, sie hoffen und das, glauben sie, genügt. Kaum aber werden sie sich ihres Fehlers bewusst, kaum fangen sie zu begreifen an, dass die Hoffnung den Ausschlag zur That geben darf, will sie in Wirklichkeit befriedigt werden, kaum fangen sie an, neben der intensiven Hoffnung auch eine ausdauernde Arbeit und Thätigkeit zu entfalten, so haben sie bereits das Ihrige erreicht und müssen es erreichen. Hoffen und Arbeiten muss zum Siege führen. Denn anders ist es, wenn ich müßig dasitze und hoffe, dass das Erhoffte schon von selber kommen werde, und anders, wenn ich arbeite, indem ich hoffe, dass ich das Ziel, welches ich mit meiner Arbeit erstrebe, erreichen werde. Das Hoffen ist das erste, unbewusste Erwachen des Gefühls des Wollens, des Strebens nach etwas Besserem oder nach dem Frühergehabten. Und wenn dem Willen des Individuums soviel Macht zugetraut wird, dass die jüngsten Gelehrten den Grundsatz aufstellen: „Was einer will, das kann er", wie umsomehr ist dieser Grundsatz auf den Willen eines ganzen Volkes anwendbar. Und das ist eine oft sich wiederholende Thatsache in der Geschichte, dass Völker, die auf eine Erlösung zuerst passiv gehofft, später aber für dieselbe auch energisch zu arbeiten begonnen, wirklich sich erlöst und befreit haben.

Werfen wir einen Blick in die Geschichte! Das von Natur aus freiheitlich gesinnte Schweizervolk schmachtete lange unter der unbarmherzigen Despotie der von Albrecht I. eingesetzten Vögte. Es lechzte nach der köstlichen Freiheit, die ihm über alles wert war, aber es wusste nicht, auf welche Weise dieselbe zu erkaufen sei; es hoffte blos und harrte auf bessere, freiheitlichere Zeiten, aber wie dieselben herbeizuführen sind, davon hatte es keinen Begriff. Erst in der Nacht zu Rütli gab diese Hoffnung den Ausschlag zur That. Das von außen geknebelte und im Innern von freiheitlichen Gefühlen beseelte Volk

regte sich und diese Regung brachte in kurzer Zeit die unabhängige, schweizerische Eidgenossenschaft zustande. Und das hat die Hoffnung mit ihrer Arbeit gethan! — Das deutsche Volk, nachdem Deutschland seine hohe Stellung als Hauptmacht eingebüßt und eine deprimirende Schwächung von Frankreich erlitt (1805—1810) ward noch immer von hoffnungsvollen Gedanken getragen, dass Deutschland einst sich zu seinem früheren Glanze emporschwingen und zu seiner früheren Macht gelangen werde. Aber auch hier war es lange nicht ein Hoffen gesellt mit Thaten, sondern ein bloßes Sich-Sehnen nach Weltmacht, ein Harren auf eine Wiedererlangung der verlorenen Ehrenstellung in Europa. Das deutsche Volk schaute mit Bangen und Sehnsucht, ob nicht schon der alte rot- und langbärtige Barbarossa von seinem Kyffhäuser sich aufmacht und hoch zu Roß geritten kommt, um sein Volk und Reich von der Niederlage zu erlösen und in den früheren Stand einzusetzen. In der stärksten Hoffnung lugte es beständig aus, ob die Raben ihre auf den Klosterdächern gebauten Nester bereits verlassen haben, und es fand es nicht einmal nöthig die Hand zu rühren, die Raben selbst zu verscheuchen, um so die Ankunft Barbarossa's zu beschleunigen. Die Raben werden schon, dachten sie, selbst wegfliegen und Rotbart wird schon selber kommen. Bis ein scharfblickender Mann aufstand, der es begriff, dass von bloßem Hoffen man wenig gewinnen kann, es muss vielmehr auch hiebei Energie und Arbeit operiren. Dieser lehrte das deutsche Volk seine Kräfte concentriren und für die Renaissance seines Vaterlandes arbeiten und kämpfen, und an der Hoffnungsgluth Bismarck's hat das deutsche Volk sein Eisen geschmiedet und mit der Hoffnung im Herzen und mit der Stärke in den Händen erfocht es tapfer den Ruhm fürs Vaterland, den es einst besessen.

Auch das italienische Volk musste lange gehofft haben, dass aus Italien nach Hinwegräumung aller anderen Fürsten ein kräftiger, einziger, unter der Obhut nur eines Herrschers stehender Staat entstehen werde. Da überkam es plötzlich die Bevölkerung Oberitaliens die passive Hoffnung in Thätigkeit umzuwandeln, und sogar die Republiken, die mehrere italienische Provinzen im Jahre 1848 ausriefen, sollten nur dazu dienen, wie das emsige Scharen des Volkes um „das Schwert Italiens" den kräftigsten Beweis liefert, um dann später aus den vielen Republiken und kleinen Königreichen ein starkes, einiges Königreich herzustellen. Denn schon nach dem glücklich erfochtenen Siege Italiens über Österreich bei Solferino 1859 sehen wir im Jahre 1861 den König Sardiniens als König von ganz Italien ausrufen. — Auch das rumänische Volk hat lange auf die Erreichung einer eigenen Selbst-

ständigkeit und Souveränität gehofft und seine Parteiergreifung für Rußland im russisch-türkischen Kriege 1877 war nur eine Arbeitsprobe für die Befriedigung seiner alten Hoffnung. Und diese Hoffnung wurde befriedigt und auch dem Berliner Congreß 1878 wurde Rumänien als unabhängiges Königreich erklärt. Und der Beigesellung der That zur Hoffnung ist auch das Entflammen der nordamerikanischen Freiheitskriege, welche mit der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten endigten, zuzuschreiben, was uns abermals ein kräftiges Beispiel von der Willensmacht eines ganzen Volkes gibt. So ist auch die Losreißung Mexiko's, Venezuela's, Neugranada's und anderer spanischen Colonien in Amerika vom europäischen Mutterlande Spanien 1833, wie auch die Losreißung Brasiliens von Portugal 1821 zu verstehen. — Der große irländische Patriot William Dargan lehrte seine Landsleute das Verfahren zur Erlangung einer eigenen Verfassung und eines eigenen Parlaments mit den wenigen Worten: „Unsere industrielle Unabhängigkeit ist von uns selbst abhängig". Und wie lange es bei Befolgung dieses Grundsatzes noch dauern wird, bis die Irländer ihr Verlangtes erreicht haben werden, läſst sich nicht vorher bestimmen, aber mehr als wahrscheinlich bleibt es, daſs sie dasselbe früher oder später erreichen.

Die angeführten Beispiele, die den Beweis erbringen sollten, was Hoffen und Arbeit eines Volkes zu vollbringen vermögen, sind nur einzelne Tropfen vom Meere der Weltgeschichte.

Besonders kennzeichnet sich das jüdische Volk in seinem Hoffen. Es ist ein Volk des Hoffens, und wäre nicht die Hoffnung, es könnte nicht so lange existiren. Aber eine Gewohnheit hat es, daſs es viel zu lange passiv hofft, bis es zum Stadium der Thätigkeit gelangt. Was war die Wanderung in der Wüste zu Zeiten Moses anders, als ein 40jähriges Hoffen auf die Errichtung eines jüdischen Reiches? Allein es waren damals blos harrende Männer, der Arbeit und Thätigkeit ungewohnt, die da meinten, daſs plötzlich, unvermuthet, ohne eine Hand zu rühren, ein jüdisches Reich zustande kommen werde, wie ohne zu säen, ernten, kochen, backen, sie Speisen vom Himmel zu essen kriegten. Aber die zweite Generation war schon etwas klüger daran. Sie hatte bereits erwogen, daſs bloßes, mit fleißiger Arbeit und beständiger Rührigkeit unverbundenes Hoffen zu Nichts führe und fing an ihre Muskeln in Bewegung zu setzen, und wir sehen, daſs mit Hoffen und mit Arbeit sie ihr jahrelang erstrebtes Ziel doch endlich erreicht haben. Das war die erste Hoffnungsphase des jüdischen Volkes, als Volk. Moses hatte die Israeliten zum Volke gemacht und als ein solches wollte und hoffte es auf ein eigenes Land. Es war

die Hoffnung auf ein besseres Etwas, auf ein Solches, das es noch nicht gehabt, und doch ist es ihm in dem Momente, da die Hoffnung mit Aktivität sich verband, das seinige durchzusetzen, vollauf gelungen. Die zweite von der ersten divergirende Hoffnungsphase des jüdischen Volkes, das mit energischer Thätigkeit vereinte Hoffen auf die Wiedererrichtung des Zugrundegegangenen, die Zurückerlangung des Verlorenen, sehen wir in den Zeiten Serubabels und die Hoffnung hat es nicht betrogen und seine Arbeit wurde von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Die dritte traurigste Erscheinung der Hoffnungsphase des jüdischen Volkes ist die während der Zeit der achtzehnhundertjährigen Diaspora. Es war mehr kein Hoffen, nur ein thatenloses Harren. Das jüdische Volk ist das Volk der Wüste geworden und hat sich — von den falschen Rettungsversuchen abgesehen — mit der Arbeit für die Erlösung nicht befreunden wollen. Das jüdische Volk liebte noch sein altes, durch Feindes Hand zerstörte Reich und hoffte noch auf dessen einstige Entstehung. Aber es war ein bloßes Hinbrüten mit verlegten Händen, ein Hinträumen auf eine ohne das Hinzuthun menschlicher Arbeit, vom Himmel allein durch übernatürliche Mirakel zu erfolgende Erlösung; es war das Hinlauschen und Hinhorchen auf eine geheimnisvolle Posaune; es war das Hoffen auf eine Ernte, ohne die Saat streuen zu wollen, das Erwarten einer Weinlese, ohne Reben gepflanzt zu haben. Und das leere Hoffen der Juden brachte ihnen leere Früchte, und durch das Nichts, das sie gesäet, haben sie Wind geerntet, und es war nahe daran, dass das Feuer der Hoffnung verlösche und der Mut abgrundtief sinke. Da regt es sich plötzlich im Innern dieses Volkes, wie ein Impuls zur Arbeit, wie ein Erwachen aus einer lethargischen Thatenlosigkeit, und die halbverglommene Hoffnungsflamme loderte aufs neue auf. Der Muth zu hoffen auf die und zu arbeiten für die Erlösung ward neubelebt und es entstand — der Zionismus. Der Zionismus ist eine auf die Erlösung aus dem Golus mit Arbeit und Thätigkeit vereinte Hoffnung, und eine solche Hoffnung wird uns nicht trügen, wie sie uns schon oftmals nicht betrogen hat. Und wie die einzig in der Geschichte dastehende, ohne Revolution und Reichserschütterung vor sich gehende Erlösung der Juden zu Zeiten Serubabels war, so soll das Erlösungswerk, welches der Zionismus erstrebt, ruhig und sachte seiner Vollendung sich nähern. Vor allem hoffen wir und unter der Thätigkeit, die wir zu diesem Hoffen gesellt wünschen, meinen wir, eine humane, der Menschheit zum Ruhme gereichende, die Ethik und Cultur unverletzende Arbeit für die Befreiung eines geknechteten Volkes. Nicht unwürdige Thaten sollen zu diesem würdigen Zwecke, nicht ab-

scheuliche Mittel zu diesem schönen Ziele führen. Keine Revolutionen und Bastillenerstürmungen, keine kleinkalibrigen Geschosse und Dum-Dum-Kugeln sollen bei der Arbeit dieses heiligen Erlösungswerkes thätig sein. Nur Zion soll einfach, wie der Prophet gesagt, durch Recht erlöst werden, und die Heimkehrenden durch Gerechtigkeit.

Hoffe und arbeite, Israel, und der Sieg ist dein!



Dänische Schriftsteller über Juden und Judenthum.

Von Dr. H. Goitein, Rabbiner in Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

In seiner Schrift „über die Juden" sagt Baggesen, dass der Eindruck, den das Judenelend auf seine junge Seele gemacht, ebenso unauslöschlich war in seinem Herzen, wie der Eindruck, den die Hymnen der althebräischen Dichter und die mosaische Schöpfungsgeschichte auf seine kindliche Phantasie gemacht, unauslöschlich war in seinem Kopfe, und er erzählt, dass er bei seinen Vorlesungen in Kiel über den Ursprung der Sprachen mit Wärme die Gelegenheit ergriff, auf's Neue daran zu erinnern, was die Christenheit dem Judenthum schulde und dass die philosophische, religiöse und moralische Erleuchtung der Menschheit in demselben eine seiner heiligsten Quellen habe".

Auch ein anderer bedeutsamer Dichter, der Theologe Steen Steensen Blicher, nahm Stellung zu der damaligen Judenfrage in Dänemark in einer kleinen Schrift, welche i. J. 1813 unter dem Titel „Sollen die Juden im Staate geduldet werden", herauskam. An einer der markantesten Stellen der Schrift lässt sich der Verfasser folgendermaßen vernehmen: „Die Geschichte des jüdischen Volkes ist eine so wunderbare und einzigartige, dass wir fast versucht wären, an dessen Dasein zu zweifeln, wenn wir es nicht noch unter uns wandeln sehen würden. Hervorgegangen aus den Lenden eines Mannes vermehrt es sich unter dem Sclavenjoche zu Millionen, wirft dieses Joch ab, wird ein Nomadenvolk, dann ein eroberndes, mächtiges und reiches Volk; es wird später eine Beute Anderer, schließt sich aber innerlich fester zusammen, bis es über die ganze Welt zerstreut wird, wo es Jahrhunderte hindurch verspottet, misshandelt und verfolgt dennoch eine Nation bleibt; er behält unter allen Umwälzungen, allen Himmels-

strichen und allen Religionsparteien denselben Gottesdienst, dieselbe Sprache, dieselben Sitten und Gebräuche. Ist die Liebe zu Religion und Vaterland, ist die Anhänglichkeit an den Glauben und an die Sitten der Väter, so wir diese für gut ansehen, eine Tugend, dann haben die Juden lange Zeit im hohen Grade diese Tugend besessen. Alle anderen Nationen haben, nachdem sie bezwungen worden, Religion oder Sprache oder Charakter oder auch dies Alles zusammen verloren. Die Juden haben dies Alles behalten, ohne Vaterland. Schon durch diesen Umstand allein bleibt dieses Volk merkwürdig, ja achtungswürdig, bevor wir noch erwogen haben, wie diese Religion, diese Sprache, diese Sitten und Gebräuche beschaffen sind. Aber sowie diese Standhaftigkeit — die Intoleranz nennt es Hartnäckigkeit — unsere Bewunderung erweckt, so erweckt das Unglück dieser Nation, sein zweitausendjähriges Elend unser Mitgefühl: Barkochba's Aufstand, wo Myriaden getödtet wurden; die Kreuzzüge, wo Mütter ihre Säuglinge tödteten, um sie von einem langsamen Tode zu befreien; Emanuels Fanatismus, der Kinder dem Arme der Eltern entriß; Ferdinands Grausamkeit, der sie dem Schrecken der Inquisition übergab, sind wie Paroxismen in einer fortwährenden und schmerzvollen Krankheit. Ihr Leben war, gleich dem wilder Thiere, erbärmlich und unsicher, das Schwert des Aberglaubens hieng mit einem Haare über ihren Häuptern. Nun ist der Sturm vorbei, der Geist der Verfolgung ist erstorben, nicht aber das Vorurtheil gegen diesen Zweig einer gemeinsamen Wurzel. Man schlägt nicht mehr zu mit dem Schwerte, wohl aber mit Zunge und Feder. Und was ist es eigentlich, das man angreift? Ihren Nationalcharakter. Nationalcharakter ist eigentlich ein unbestimmter Ausdruck; ist es schon schwierig, den Charakter des einzelnen Menschen zu ergründen und zu bestimmen, um wie viel mehr den eines ganzen Volkes! Sonst denke ich, wird man mit mir einig sein, den Nationalcharakter durch die Charakterzüge zu bestimmen, welche bei der Mehrzahl eines Volkes die allgemeinsten und hervorstechendsten sind. Dieser Definition zufolge scheinen mir die meist in die Augen fallenden Charakterzüge der Juden zu sein, Religiosität; die Gottheit wird unter verschiedenen Formen verehrt; wenn aber die Verehrung ernst ist, so ist der Mensch religiös und verdient als solcher die Sympathie des Weisen; Mäßigkeit; Ausschweifung im starken Trinken, Unkeuschheit und besonders Ehebruch sind seltene Erscheinungen unter den Juden. Arbeitsamkeit; wenn diese definirt werden kann als ein Streben, für sich und die Seinen den Lebensunterhalt auf eine gesetzmäßige Weise zu gewinnen, so sind die Juden im hohen

Grade arbeitsam. Wohlthätigkeit; sie sorgen nicht allein für ihre eigenen Armen, sondern erweisen sich auch mildherzig gegen die Bedürftigen anderer Confessionen, und dies nicht blos durch öffentliche Gaben und Beiträge, deren Beweggründe zweifelhaft sein können, sondern auch im Geheimen; selten geht ein Bettler mit leeren Händen von der Thüre eines wohlhabenden Israeliten.

Wir haben die schöne Seite des Bildes gesehen, laßt es umwenden und wir werden Flecken finden: neben inniger Religiosität eine kalte, doch schweigsame, wenn nicht gerade Verachtung, so doch Mangel an Achtung gegen andere Religionsgenossenschaften. Aber dieser Mangel an Achtung — man merke wohl — ist schweigsam. Mag dies unedel, unvernünftig sein; aber laßt uns nicht vergessen, wie viele Thränen, wie viele Ströme von Blut erspart geblieben wären, wenn die Christen ihre Intoleranz immer beschränkt hätten auf eine blos schweigende Verachtung. Oh, Ihr Torquemada's und Alba's, wäret Ihr in dieser Hinsicht nur Juden gewesen! Ferner finden wir neben Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, Kargheit, Streben nach Geld, Mangel an Aufklärung, Unlust zu wissenschaftlichen, ja fast allen Arbeiten mit Ausnahme des Handels. Aber laßt uns jeden einzelnen Zug vornehmen und sehen, was bei jedem gesagt werden kann, nicht zur Vertheidigung, sondern zur Entschuldigung. Ein Volk, das viele Jahrhunderte fremd war auf Erden, gejagt von einem Land zum anderen, hart besteuert, mit Zöllen belegt wie Vieh, ja oft von Regenten selbst ausgeplündert wurde, ein solches Volk kann leicht ein wenig zu sorgsam werden im Sammeln, und ein wenig ängstlich für die Zukunft; um ein unsicheres Leben aufrecht zu erhalten, ist es oft genöthigt, List gegen Macht, Betrug gegen offenbare Gewalt zu setzen. Aber dies geschieht schon jetzt nicht mehr in dem Maße, seitdem man aufgehört, die Juden direkt zu plündern. Allerdings besteht die Mehrzahl noch aus Handelsleuten, die vom Profit leben müssen, aber sollen die allgemeinen Handelsprincipien bei den Kindern Israels minder allgemein sein, als bei christlichen Kaufleuten?!

Was nun die Unlust zur Wissenschaft, zum Handwerk und Ackerbau betrifft, so beginnt diese schon sich zu verlieren und wird umso mehr schwinden, je mehr die Menschenrechte der Juden erkannt und gehoben werden, je gleichberechtigter sie werden mit den übrigen Staatsbürgern — kurz, sie werden Männer der Wissenschaft, Handwerker, Landwirthe werden, sobald sie es nur werden dürfen. Jeder vorurtheilsfreie Beobachter wird erkennen, daß von Shakespears Shylock bis zu Ifflands Baruch schon eine große Veränderung

geschehen ist. Es giebt jetzt nicht viele Juden, die sich des Profites wegen spotten und höhnen lassen, wie dies früher der Fall gewesen; er legt Werth auch auf die Achtung des Nichtjuden, er hat Point d' Honneur, und das ist ein gutes Zeichen für seine moralische Erhebung. Selbst ihr zunehmender Luxus ist ein Omen für ihre Assimilation mit den Christen. Ich will nicht leugnen, dass ich sie lieber sehe in Wienerwagen einherfahren auf dem Thiergartenwege, als angezogen mit alten Hosen auf der Lederstraße, dass ich sie lieber tanzen sehe unsere Quadrillen als Steine schlagen zu Mizraims Pyramiden. Und diese elegantere Lebensweise ist mehr das Zeichen einer größeren Cultur als das eines größeren Reichthums; sie sind nicht reicher als früher, aber sie sind liberaler, sie genießen und lassen Mammon circulieren. Mit einer längeren Ausführung, worin er von weisen Regenten und Regierungen die Gleichberechtigung der Juden im Namen der Gerechtigkeit und zum Wohle des Staatsganzen fordert, schließt der Verfasser das kleine aber bedeutsame Schriftchen.

Bald nachdem dieses erschienen war, gab Blicher eine scharfe Kritik heraus über die Schrift „Moses und Jesus", die er mit folgender „Vorerinnerung" einleitet: „Es gieng das Gerücht, dass in Kopenhagen ein Federkrieg in Betreff der Juden ausgebrochen sei; aber ich hatte nicht das Mindeste davon gelesen, wusste auch nicht einmal den Namen des Verfassers, da ich eine kleine Abhandlung unter dem Titel: „Sollen die Juden im Staate geduldet werden", veröffentlichte und niederschrieb. Die Menge singt gerne in dem Tone, den Einzelne angeben; und um diese zu einem guten Singen zu haben, bedarf es nur guter Vorsänger. Ich hoffte durch meine Darstellung wirken zu können für eine ruhige, vorurtheilsfreie Anschauung über das seltsame Phänomen des Judenvolkes. Nur mit leichter Hand berührte ich diese Saite, weil ich nicht glaubte, dass diese kräftigerer Schläge bedürfe, weil ich in unserer dänischen Sprache eine solche Schrift nicht ahnte, wie sie mir nun vor Augen kam. Meine Absicht war nicht, als Fürsprecher jüdischen Wesens aufzutreten, sondern blos zurückzuweisen, die nach meiner Ansicht übertriebenen Beschuldigungen, die ich gelesen und gehört hatte. Ich wollte nicht freisprechen, nicht verurtheilen, sondern hinleiten zu einer humanen, unparteiischen Beurtheilung der Nation. Nun bekam ich die Schrift Moses und Jesus, und ich fand mehr als ich erwartet hatte. Wahrlich, der Verfasser ist ein Vorsänger mit Stentorstimme, imstande den Ton für Tausende anzugeben. Welch ein historischer Überblick! Welch ein philosophisches Räsonnement! Welche überraschende Resultate! Sollten diese wahr sein, dann fahrwohl Glaube an Tugend und Vor-

sehung, fahrwohl lächerliche Einbildung von des Menschen Vervollkommnungsfähigkeit! Hier soll ein ganzes Volk sein, das während dreier Jahrtausende niemals sich hat erhoben und niemals sich wird erheben über die Thiere, sondern stets auf der niedrigsten Kulturstufe stehend sich nur auszeichnet durch Eigennutz, Niedrigkeit und Boshaftigkeit — der Raubthiere Eigenschaften! Ich weiß nicht, wie diese Schrift in dem Vaterlande des Verfassers aufgenommen wurde, auch weiß ich nicht, wie man sie hier beurtheilt hat; aber noch viel weniger weiß und verstehe ich, wie der Verfasser von „Was hat der arme Neger gethan" es hat über's Herz bringen können, eine solche Vorerinnerung zu einem solchen Buche zu schreiben . . . ." Wir wollen demnächst noch einige Hauptpunkte seiner interessanten Kritik des judenfeindlichen Buches näher in's Auge fassen.

(Schluſs folgt.)

Maimonides.

Ein Beitrag zum jüdischen Geschichtsunterrichte an Mittelschulen.

Von Dr. Adolf Biach, Rabbiner in Brüx.

(Fortsetzung).

In den achziger Jahren des 12. Jahrhunderts erlangte Maimonides eine bedeutende ärztliche Praxis am Hofe Saladins. Der Wesir des Sultans setzte Maimonides einen Jahresgehalt aus und ließ ihn in das Verzeichnis der Hofärzte aufnehmen. Sein Ruf als Arzt wurde so bedeutend, daſs ihn der englische König Richard Löwenherz gelegentlich des 3. Kreuzzuges (1189) zu seinem Leibarzte ernennen wollte, was Maimonides jedoch ausschlug. Trotz seiner großen ärztlichen Praxis widmete sich Maimonides philosophischen Studien und vollendete 1190 sein drittes Hauptwerk in arabischer Sprache. Beschäftigen sich seine beiden ersten Hauptwerke mit dem Talmud, so ist dieses dritte Werk religions-philisophischer Natur; es sucht den Nachweis zu erbringen, daſs Religion und Wissenschaft keine Gegensätze bilden, sondern bei richtiger Auffassung mit einander im Einklange stehen. Dieses Werk führt in der hebräischen Übersetzung den Titel: „More nebuchim", „Führer der Irrenden", wurde von dem Professor der hebräischen Sprache in Basel, Johann Buxtorf 1629 ins Lateinische (doctor perplexorum), von dem berühmten jüdischen Gelehrten Munk in unserem Jahrhunderte in's Französische und von Fürstenthal, Stern und Scheyer ins Deutsche übersetzt. Der More Nebuchim zerfällt in 3 Haupttheile. Im 1. Theile geht Maimonides auf die mannigfache Bedeutung

zahlreicher Substantiva und Adjectiva ein, nicht aber zu dem Zwecke, um einen Beitrag zur Grammatik oder Etymologie zu geben, sondern um nachzuweisen, dass man Gott, dem höchsten Wesen, nicht menschliche Eigenschaften oder Affecte, (Anthropomorphismen und Anthropopathien) zuschreiben dürfe. Wenn dies auch in der heiligen Schrift des öftern geschehe, so sei 1.) zu erwägen, dass die Thora nach der Sprachweise der Menschen sich richte, wie schon der Talmud sage: „dibro toroh kieschon bene odom", „die Thora spricht in der Redeweise der Menschen und 2.), dass jene Ausdrücke nicht im buchstäblichen, sondern in einem tieferen Sinne genommen werden müssten. Ueberhaupt sei der Mensch nicht imstande, das höchste Wesen und seine Eigenschaften zu erfassen, da unser menschliches Erkennen, unsere psychische Kraft ebenso eine bestimmte Grenze habe wie unsere Körper-, unsere physische Kraft. (Vgl. die weiter unten stehende Probe, ebenso das Schiller'sche Gedicht, „Das verschleierte Bild zu Sais.")

Im zweiten Theile sucht Maimonides die Ansicht des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt zu widerlegen; außerdem behandelt er in diesem Theile das Wesen der Prophetie; die Vorbedingungen zur Prophetie seien hervorragende intellectuelle Fähigkeiten, Phantasie und sittliche Vollkommenheit.

Im dritten Theile beschäftigt sich Maimonides hauptsächlich mit der Begründung der Gebete unserer Thora.

Proben aus dem More Nebuchim.

I. Theil, Cap. IV., rooh, habbet, chosoh (sehen, schauen). Wisse, dass diese 3 Worte ursprünglich ein „Sehen des Auges" bedeuten; alle 3 Worte wurden aber auch auf das „Begreifen des Verstandes" übertragen. So heißt es beispielsweise: „Er sah einen Brunnen auf dem Felde". (I. B. Mos. 29, 3), also ein „Sehen des Auges"; im Buche Kohelet Cap. I, 16 heißt es: mein Herz sah viel Weisheit und Erkenntnis, also ein „Begreifen des Verstandes"; in diesem übertragenen Sinne muss das Wort „sehen" gebraucht werden, so oft es auf die Gottheit angewendet wird, so z. B.: „Gott sah, dass es gut war" (I. B., M. 1, 10); ebenso: „lass mich doch schauen deine Herrlichkeit" (II. B., M. 33, 18); ferner: „Sie sahen den Gott Israels" (II. B., M. 24, 10); in allen diesen Stellen kann nur ein geistiges Schauen, kein sinnliches Sehen mit den Augen gemeint sein.

I. Theil, Cap. 31.

Wisse, dass es in der Natur und Kraft des menschlichen Verstandes liegt, gewisse Dinge zu begreifen; gewisse Dinge aber vermag

er auf keine Weise zu begreifen .... denn daraus, dass der Mensch ein denkendes Wesen ist, folgt noch nicht, dass er alles begreifen muss, wie ja auch die Sinne Gegenstände in einiger, aber nicht in jeder Entfernung wahrnehmen; ebenso ist dies auch sonst bei unseren physischen Kräften der Fall. So kann beispielsweise jemand eine Last von 2 Centnern tragen, nicht aber 10 Centner. Die physischen Kräfte sind bei verschiedenen Menschen verschieden, doch eine Grenze gibt es bei jedem Menschen; ebenso ist es bei unseren psychischen Erkenntnissen; die einen begreifen mehr, die anderen weniger, trotz der großen Ueberlegenheit des einen über den anderen gibt es aber auch hier eine Grenze, über welche kein Mensch hinauskommt.

I. Theil, Cap. 32.

Wisse, dass es sich bei den Vernunfterkenntnissen ganz ähnlich verhält wie bei den sinnlichen Wahrnehmungen. Richtest du deine Augen auf einen Gegenstand, so wirst du soviel sehen, als deine Sehkraft wahrzunehmen vermag; strengst du aber dein Auge gewaltsam und über die Maßen an, so dass du eine ganz kleine Schrift zu lesen mit aller Gewalt erzwingen willst, so wird dein Sehvermögen so geschwächt werden, dass du nicht nur die vorhandene kleine Schrift, sondern selbst das zu lesen außerstande sein wirst, was du vor jener gewaltsamen Anstrengung sehen konntest. Ganz ähnlich ist es bei dem Streben nach Erkenntnis. Strengt man über die Maßen seinen Geist an, so entsteht leicht Gedankenverwirrung, und man begreift alsdann selbst das nicht, was man sonst zu begreifen pflegte; denn die physischen und psychischen Kräfte unterliegen demselben Gesetze.

III. Theil, Cap. 31.

Es gibt Menschen, die von dem Grunde und dem Zwecke irgend eines unserer Gebote nichts wissen wollen; es scheint ihnen am richtigsten, dass von den Geboten und Verboten überhaupt kein Grund angeführt werde. Zu einer solchen Ansicht führt diese Leute eine Seelenkrankheit. Sie denken nämlich: Wenn die Gebote aus Nützlichkeitsgründen uns gegeben und befohlen worden wären, so könnten sie auf Erfindung eines weisen Menschen beruhen; wenn aber kein Grund und kein Nutzen angegeben werden kann, so stammen diese Gesetze zweifellos von Gott, da die menschliche Vernunft nicht darauf kommen konnte. — Diesen Schwachköpfen dünkt der Mensch vollkommener als der Schöpfer; der Mensch hat bei seinen Worten und Handlungen einen Zweck im Auge, bei Gott aber sollte dies nicht der Fall sein? Er sollte uns etwas gebieten, was keinen Nutzen bringt, wenn wir es thun, er

sollte uns etwas gebieten zu thun, was keinen Schaden brächte, wenn wir es thäten? Fern, fern sei ein solcher Gedanke! Gerade umgekehrt verhält es sich, der ganze Zweck des Gesetzes ist, unser Wohl zu befördern, wie wir bereits das Wort der Thora (V. B., M. Cap. 6, 24): „damit es uns wohlergehe allzeit und wir leben bleiben wie an diesem Tage", erklärt haben. Es heißt auch (V. B., M. 4, 6): „Sie (die Nationen) werden hören von all' diesen Gesetzen und sprechen: „Fürwahr, ein weises und verständiges Volk ist diese große Nation!" Somit wird hier ausdrücklich erklärt, dass alle Gesetze der Thora den Völkern zeigen sollen, dass sie mit Weisheit und Vernunft abgefasst sind. Hätten nun die Gesetze keinen Grund, brächten sie keinen Nutzen, verhinderten sie keinen Schaden, wie sollte man denjenigen, welcher an sie glaubt und sie ausübt, weise und verständig nennen, warum sollten die Nationen ihn bewundern? Es verhält sich aber zweifellos, wie wir bereits erwähnten: Jedes der 613 (tarjag mizwos) Gebote hat den Zweck, 1.) eine richtige Erkenntnis zu verbreiten und eine schädliche Erkenntnis zu entfernen, 2.) eine Rechtsordnung einzuführen und das Unrecht zu entfernen, 3.) an gute Sitten zu gewöhnen und von schlechten Eigenschaften abzuhalten. Die ganze Gesetzgebung zielt also auf 3 Hauptstücke hin: Erkenntnis, Sittlichkeit und Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft; diese 3 Hauptpunkte genügen zur Angabe der Gründe für alle Verordnungen.

III. Theil, Cap. 33. (Kurze Inhaltsangabe.)

Viele Gesetze der Thora bezwecken, dass wir uns von der Leidenschaft fern halten und nicht im Essen, Trinken und der Genussucht das größte Glück finden, wie dies der Pöbel thut. Das Uebermaß in diesen Dingen schadet dem Körper wie dem Geiste, führt oft zu Lastern und Verbrechen, daher auch die Strenge der Thora gegen den widerspenstigen Sohn, der ein Schlemmer und Säufer ist.

Aus dem III. Theil, Cap. 48.

Das Gebot, die Thiere zu schlachten, ist nothwendig. Die natürliche Speise der Menschen ist einerseits Pflanzenkost, andererseits Fleisch der Thiere; es ist von Aerzten unbestritten, dass das Fleisch jener Thiere, welche uns (Israeliten) zu genießen erlaubt sind, am besten ist. Da nur die Fleischkost das Tödten der Thiere nothwendig machte, so hat die Thora die leichteste der Todesarten festgesetzt und verboten, die Thiere auf grausame Art zu tödten; ebenso verbot die Thora, das Thier und sein Junges an einem Tage zu schlachten, um zu verhüten, dass das junge Thier vor den Augen der Mutter geschlachtet werde; denn der Schmerz des Thieres wäre hiebei sehr groß; denn hier ist

kein Unterschied zwischen Menschen und anderen Geschöpfen, denn die Mutterliebe zum jungen Thiere ist nicht eine Folge der Vernunft, sondern der Einbildungskraft (des Instinctes).

Der More Nebuchim machte großes Aufsehen bei Juden und Mohamedanern und wurde auch sehr eifrig von den berühmten Scholastikern des 13. Jahrhunderts, Albertus Magnus und Thomas von Aquino gelesen und verwertet. Aber auch schon bei Lebzeiten des Maimonides fanden die Ideen, welche er im More Nebuchim ausgesprochen hatte, besonderen Anklang in Südfrankreich, namentlich in der Provence, wo die berühmten Uebersetzerfamilien Kimchi und Tibbon (Kimchiden und Tibboniden) wohnten. Einige Gemeinden der Provence wandten sich an Maimonides mit der Anfrage, ob ein und welcher Wert der Astrologie beizulegen sei. Maimonides beantwortet diese Frage sehr eingehend in einem Briefe aus dem Jahre 1194 an die Gemeinde Marseille. Nur dreierlei Wahrheiten, schreibt er daselbst, gibt es 1.) Wahrheiten, von denen wir uns durch die Sinne überzeugen, 2.) Wahrheiten, welche die Wissenschaft feststellt, wie beispielsweise Mathematik Astronomie und 3.) Wahrheiten der Offenbarung und Prophetie. — Die Astrologie, welche glauben machen wolle, dass das Schicksal der Menschen von den Sternen abhängig sei, streife an Götzendienst; einzelnen Stellen des Talmuds, auf welche die Astrologie sich berufen könnte, sei kein Wert beizulegen.

Brief aus Mähren.

Juli 1899.

In meinem ersten Briefe wies ich bereits darauf hin, dass unsere Gemeindezustände in einer, ich glaube keinen starken Ausdruck zu gebrauchen, trostlosen Lage sich befinden. Wer kann dies arg verwüstete Israel trösten? Draußen wüthet der Feind, und die, welche seine Freunde hätten sein sollen, sind treulos geworden an ihm. Die alten Vorzüge des Judenthums, auf welche wir mit Recht stolz waren, sie schwinden von Tag zu Tag, und zu den alten Fehlern kommen täglich neue Laster. Die Kenntnis unserer heil. Thora verfällt in bedenklicher Weise, der Gottesdienst ist verödet, die altjüdische Mildthätigkeit wendet sich oft Zwecken zu, die wir sicherlich nicht billigen können. Wo aber ist die starke Hand, welche Ordnung bringen könnte in diese Zerstörung, wo der starke Wille, welcher dem Verwüster ein mächtiges „Halt“

zuruft, da wir sonst sinnlos ins Verderben taumeln? Von unseren kleinen Gemeinden will ich nicht sprechen, sie sind auf dem Aussterbe-Etat und fristen ein kümmerliches Dasein.

Und die Großgemeinden? Erfassen sie in richtiger Art die Aufgaben des Judenthums? Diese Frage werden wir kaum bejahen. Die Führer huldigen einem kräftigen laisser faire, laisser aller, sie wollen ja um Gotteswillen nur Frieden, auf dass keinerlei Aufregung ihre sanfte, lethargische Ruhe störe; sie wünschen möglichst geringe Betonung des besonderen jüdischen Standpunktes und fühlen sich sehr geehrt, wenn von nichtjüdischer Seite dieses Schlummerlied, das sie dem Judenthum singen, beifällig aufgenommen wird. Und unsere Glaubensgenossen? Sie werden auf diese Art in eine Gleichgiltigkeit allen jüdischen Fragen gegenüber gestürzt, in einen sanften Schlummer gelullt, welche das Schlechteste für die Zukunft erwarten lassen. Kommt uns nur ja nicht mit religiösen Lehren und Ermahnungen, lasst uns aus mit eueren eingebildeten „jüdischen Interessen" — wir zahlen unsere Steuern, sind gute Staatsbürger — aber von der Religion, von dem alten verrosteten Judenthum wollen wir nichts wissen. Wer diesen Indifferentismus verschuldet, es wird nicht schwer sein, die Frage zu beantworten. Heute ist es freilich zu spät, die irrenden Schafe zur Herde wieder zurückzuführen, den morsch gewordnen Stamm wieder zu beleben. Und wagt es jemand, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, der Menge die Wahrheit zu sagen, weist er darauf hin, welche die Grundsäulen des Judenthums zu allen Zeiten waren und sein müssen, dann fährt ihn die wilde Meute an, hat er doch ihren Frieden, ihre Ruhe gestört. So ist das Judenthum in unseren Gemeinden ein prunkendes Mäntelchen geworden, mit dem man sich bei gewissen Gelegenheiten schmückt, um in den Augen der Beobachter leidlich anständig zu erscheinen, dieses Mäntelchen aber, im Inneren ist es welk und morsch. Was nützt z. B. alles Reden, wenn man die Wahrheit nicht hören will? Die gleißende Lüge, die schillernde Schmeichelei, diese gefallen der Menge, man hat sie ja dazu erzogen, und vergebens ist die Mühe, sie wieder auf die Königstraße der Wahrheit zu begleiten.

Das Judenthum in unseren Großgemeinden mit seinen assimilatorischen Strebungen, zeigt alle Schäden des sich Anbiederns an das Fremde, aber unter der Tünche klaffen kaum zu bessernde Risse. — Was nützt der Religionsunterricht, wenn zu Hause der Schüler das Gegentheil von dem sieht und erfährt, was ihm in der Schule mit warmem Herzen gelehrt wird? Ohne von der äußeren Religionsübung, von der Feier der Sabbathe und Feste zu sprechen, ist es mit der

Moral des Judenthums, mit der Sitte in vielen Familien so bestellt, wie es die jüdische Lehre will und gebietet? Und wenn nun solch' ein Zwiespalt zwischen Lehre und Übung erzeugt wird, glaubt man, dass unsere Jünglinge auf diese Weise zu Charakteren erzogen werden? Auch die sich in erschreckender Weise in vielen unserer Gemeinden mehrenden Fälle der Abtrünnigkeit vom Glauben, können durchaus nicht zur Hebung der Moral beitragen; diese Abfälle bildeten immer und werden auch für alle Zukunft das Unglück des Judenthums bilden.

Familien, in denen man nicht weiß, welchem Glauben der Vater oder die Mutter angehört, in welchen der eine Theil katholisch, die andere evangelisch oder confessionslos ist, in welchen die Kinder theils jüdischen, theils christlichen Bekenntnisses sind, solche Familien sind nicht selten. Wir haben Fälle kennen gelernt, in denen der Sohn sich weigerte, das Kaddischgebet für den verstorbenen Vater zu sprechen, Fälle, in denen man wirklich nicht wusste, ob die Angehörigen des Verstorbenen Juden oder Christen seien. Welch' eine Zukunft erblüht uns da. Groß wie das Meer ist dein Zusammenbruch und schwer ist's, Trostesworte zu sprechen.

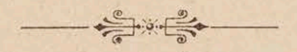
Der Gottesdienst verödet. Und an dieser Thatsache ändern auch alle Tenore und Barytone unserer Cantoren nichts. Oder ist es nicht traurig, wenn an der Bahre eines sicherlich sehr bedeutenden Sängers, das Wort gesagt wird: „Seine Stimme lockte (!) die Leute ins Gotteshaus".

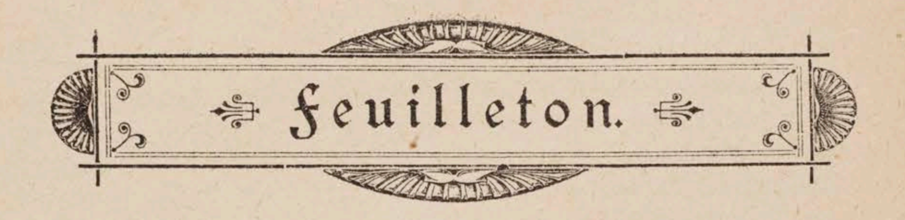
Wie also, das Gotteswort ist nichts mehr, der Prediger setzt sich selbst ab und räumt den Trillern und Rouladen des Sängers den Platz? Der frische Born, der aus dem Gottesworte quillt, er sollte wirklich versiegen? Unsere Prediger strecken die Waffen? Freilich die Menge versteht das Wort Gottes nicht mehr, wenn sie kommt, um es zu hören. Sie ist engherzig geworden, sie klebt am Tage, und das freie, den Geist erhellende, das Herz erweiternde Geisteswort, es gleicht ihr einer Hieroglyphe, welche man wegen ihres Alters anstaunt, aber nicht lesen, geschweige denn verstehen oder erfassen kann. „Aber eine Stimme spricht: „Rufe aus, verkündige", dieses Wort unseres Trostes-propheten, es soll uns wie ein heller Stern voranleuchten. „Das Wort Gottes besteht ewiglich", trachten wir, unserer Jugend insbesondere, das Wort Gottes zu erläutern, trachten wir danach, es ihr ergründen zu helfen, streben wir danach, zu seinem Verständnis beizutragen. Dann erst wird der Gottesdienst seinen erhabenen Zweck erfüllen. Ein Concertsaal und ein Theater ist unser Gotteshaus schon. Aber eine Stätte soll es sein, in Sonderheit für die, welche

hungern nach dem Gotteswort, für die Dürstenden, denen wir erquickendes Wasser reichen wollen. — Da sind die Frauen in unseren Synagogen. Gewiss, sie möchten gerne erfahren, was die heilige Rolle enthält, genannt Sepher-Thora — ihnen wollen wir das Wort Gottes erläutern, denn die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Schwachen und Kranken. Der Gottesdienst verödet, aber das Gotteswort kann und wird ihn wieder beleben. Und dieses Gotteswort es altert nicht, es verdorrt nicht, es setzt sich nicht in Widerspruch mit dem Geiste, dem Wissen der Zeit, es sagt uns vielmehr: „erhebe dein Auge und sieh um Dich. Und wir sollten, im Besitze eines solchen Schatzes, ihn nicht zu verwenden wissen?" Da muss es wirklich an Männern und ihrem guten Willen fehlen, welche bei den Mitteln, die uns das Judenthum bietet, es einer solchen Zerstörung und Verwüstung anheimfallen lassen können!

Wir denken, auch da hat der Zionismus eine große Aufgabe zu vollführen. Wahre Zionisten, aber keine Redehelden, sie sollen danach streben, unseren Gottesdienst zu einem volksthümlichen zu machen. Weniger Aeußerlichkeit und mehr Verständnis zeichne ihn aus. Ziehet das Volk, die große Menge, insbesondere die Jugend und die Frauen zum Verständnisse des Gottesdienstes heran. Und da ist noch viel zu thun. Aber der Lohn der schweren Arbeit wird ein süßer sein. Wem es wirklich um den Bestand des Judenthums zu thun ist, der lege Hand an's Werk und erziehe durch das Gotteswort ein rüstiges, gut jüdisches Geschlecht. Dazu aber ist es nöthig, dass wir Prediger besitzen, welche dieser ihrer hohen Aufgabe sich bewusst werden, und das Gotteshaus dem Gottesworte wieder zurückgeben. „Eine Stimme spricht, verkünde, und ich spreche, was soll ich verkünden? Es dorrt das Gras, es welkt die Blume, das Wort unseres Gottes aber besteht ewiglich." Das ist unsere Erhebung im Verfalle, unser Licht in der Finsternis, unser Wegweiser auf dem Irrwege, das ist in unserem Schmerze unser Trost!

Judaeus.





Jonathan Eibenschitz.

Vortrag.

Von Dr. M. L. Stern, Rabbiner in Triesch.

(Fortsetzung.)

In Anbetracht dieser peinlichen Situation muss es ihm zweifach willkommen gewesen sein, als Rabbiner in die drei vereinigten Gemeinden Altona, Hamburg, Wandsbeck (A. H. U.) zu kommen. 1750, im Alter von 60 Jahren trifft er in Altona, seinem neuen Rabbinatssitze, ein. Wieder thront der Eibenschitzer auf einem der angesehensten Rabbinate, wieder ist er von tausenden Schülern umwogt, selbst von dem strengen, hochangesehenen Jakob Emden anerkannt. Er ist auf dem Schauplatze der großen Schlusskatastrophe angelangt.

Wie ein Feuerlärm in der Nacht die Schlafenden aufschreckt, so erscholl plötzlich eines Tages in Altona und weithin in den jüdischen Gauen der Schreckensruf: Rabbi Jonathan Eibenschitz, die Säule der Thora, der größte Lehrer seiner Zeit, dessen Schüler schon hunderte bedeutende Rabbinatssitze eingenommen hatten, Eibenschitz, der bewunderte Moralprediger, der Kabbalist, der Heilige war stets und ist doch nur ein Ketzer, ein Sabbathianer, ist als solcher nunmehr endgiltig entlarvt! Die Ceder des Libanon ist von Flammen verzehrt!

Eibenschitz hatte nämlich schon früher aber zumeist in Altona wunderwirkende Amulete ausgetheilt. Unsere Modernen verurtheilten ihn schon um dieser Amuletenaustheilung willen an und für sich. Ein ehrlicher Eibenschitz hätte daran nicht glauben und den Glauben daran nicht unterstützen dürfen.

Doch die Aufklärung pflegt etwas voreilig im Urtheile zu sein. Wenn der Weise spricht: Im Verlaufe der Tage geräth alles in Vergessenheit, so hätte er mit eben solchem Rechte sagen können: im Verlaufe der Tage kommt alles wieder hervor. In unserer Zeit ist wieder die Suggestion das geheimnisvolle Palliativmittel, durch welches selbst wissenschaftliche Capacitäten allerlei Krankheiten heilen wollen. Was

heute Suggestion ist, war damals Amulet. Wer hätte, wäre er noch so nüchtern, einem angstvollen Menschen, der darauf seine letzte Hoffnung setzte, daran seinen Lebensmuth aufrichtete, ein solch kleines Amulet verweigern mögen, oder den letzten rettenden Glauben zu zerstören den Muth gehabt. Und sei es nur der Glaube daran, der wirkte, sieh, auch der Glauben kann Berge versetzen.*) Chatham Sofer war gewiss ein geschworener Feind aller Mystik „En li chelek benistoroth“ ich will von Mystischem nichts wissen, war sein Leibwort. Er hasst Wunderkuren, practische Kabbalah, und dennoch, ob es wahr ist, kann ich nicht verbürgen, rühmte sich mir selbst gegenüber einst ein Greis, er sei im Besitze eines Amuletes vom Chatham Sofer. Ihn hatte das Vertrauen, der Glaube, des Geängstigten gerührt. So weit hätte es also, nimmt man noch die so vielen Großen (Wallenstein, Napoleon, ja Göthe u. s. w.) anhaftenden Schwächen in Betracht, mit den Amuleten an und für sich gute Wege. Ein solches Amulet jedoch, welches Eibenschitz einer Kranken gegeben hatte, kam einst dem R. Jakob Emden, dem Sohne jenes Chacham Zewi, der als Kabbalist dem Eibenschitz weit überlegen war, in die Hände, und was fand sein scharfer Blick sofort in diesem Amulete? Es lautet übersetzt:

„O Gott Israel, der du in der Zierde deiner Macht wohnst, sende durch das Verdienst deines Knechtes, Sabbathi Zewi, Heilung dieser kranken Frau, damit dein Name und der Name des Messias Sabbathi Zewi in der Welt geheiligt werde“.

Noch mehr Emden brauchte nur den Schlüssel At=Basch, At=Bach Al=Bam zu geben und jeder war damit befähigt, das geheimnisvolle Buchstabengewirr zu enträthseln, dasselbe aus dem Amulete klar und unzweideutig herauszulesen.

Ja, es wurden noch andere etwa 20 solche Amulete aus Metz und Altona aufgetrieben, die sich alle von derselben Art zeigten. Fünf davon machten besondern Lärm, da sie von Eibenschitz als die seinigen anerkannt wurden, und die gerade am offenkundigsten Sabbathi Zewis Namen trugen.

Wir haben über die gefeierten jüdischen Größen dermaliger Zeit eine ganz andere Meinung, als sie Grätz in seiner Geschichte der Juden bekundet und können durchaus nicht über ein Urtheil eines Jakob Emden vornehm hinwegsehen. Wir müssen uns entschieden diesem Urtheil anschließen. Gleich Grätz müssen auch wir bekennen, dass sich alle diese fraglichen Amulete nur sabbathianisch deuten lassen. Anderweitige

*) Man erinnere sich nur, wie schön der edle und tiefsinnige Zola zu Lourdes Stellung nimmt.

Auslegungen, welche Eibenschitz in seinem Vertheidigungswerke zu geben versucht, sind einfach unannehmbar. Dennoch können wir auch an Eibenschitz nicht zweifeln. Sein ganzer Lebensgang, seine Geistesrichtung, seine Lebenswerke, seine anerkannten Tugenden schließen jeden Zweifel aus. Das ist eben das Dilemma, welches wie ein Alp auf unserem Herzen drückt: Jakob Emden, Pne Jehoschua und alle andern heftigen Gegner, so maßlos sie auch in ihren Angriffen erscheinen, konnten, durften nicht um ein Haar anders vorgehen, als sie eben vorgegangen sind, sie erscheinen uns vollkommen gerechtfertigt; dennoch ist ein edleres, besseres Herz als das des R. Jonathan Eibenschitz noch nie so blutig zerfleischt worden.

Aber gerade so wie Jakob Emden den Schlüssel zum Lesen der fraglichen Amulete gab, so glaube ich den Schlüssel zum Herauskommen aus diesem fürchterlichen Dilemma geben zu können.

Ich behaupte: Eibenschitz war einer der ersten Talmudkenner, kenntnisreich in vielen Wissenschaften, ein Meister im Predigen, aber in der Kabbalah ist er höchstens Dilettant gewesen. Mit der Kabbalah, zumal mit der Buchstabenmystik hat er sich nie eingehend beschäftigt. Er konnte weder Sinn noch Zeit dafür haben. Sein Reich, seine Lust war die Logik, das Reale, nicht die Mystik. Mit jenen Amuleten ist er einfach einem Fälscher, einem Betrüger oder etwa gar einem Unkundigen aufgesessen. Was er dafür erdulden musste, hat er für die leicht verzeihliche Eitelkeit gebüßt, sich einen Ruhm gefallen zu lassen, der ihm nicht gebührte, und auf den er ganz gut hätte verzichten können.

Für dieses scheinbare Paradoxon habe ich als Beweis anzuführen: Zunächst den Jaroth Dewasch! Sind von einem wirklichen Kabbalisten zwei Bände Predigten denkbar, die keine Spur dieser Mystik enthalten? Man lese nur Band I die erste Predigt, welche unser Achtzehngebet (Schemone Esreh) interpretirt, und vergleiche damit den Jabezsiddur von Jakob Emden, das Volksbuch eines echten Kabbalisten, wie dort dasselbe Achtzehngebet interpretirt wird. Da wimmelt es in der That von Buchstaben, Zahlen und Begriffsmystik. Man lese ferner Luchoth Haëduth von Eibenschitz zur Rechtfertigung der Amulete. Das Höchste, wozu sich da der angeblich große Kabbalist emporzuschwingen vermag, ist die Buchstabenerklärung B. B. E. mit den Anfangsbuchstaben der drei Bibelworte „Breschitt Bara Elohim". „Am Anfange erschuf Gott" zu deutsch. Und noch eins: der je zweite Buchstabe von jedem Worte im Satze „Kescheth Gibborim chathim". Das ist aber auch alles und dazu bedurfte es noch einer Correctur der vorgefundenen Schrift. Nun stelle man sich einen erfinderischen Kopf wie den des R. Jonathan

vor, was hätte der nicht leisten können, um selbst ein O für ein H zu machen, wenn er wirklich der gewiegte Kabbalist gewesen wäre?

Einst, als Eibenschitz noch in Prag thronte, so wird uns berichtet, hatte sich der geächtete, von jeder jüdischen Gemeinde ausgestoßene Chajon, der bereits ein hinfälliger Greis geworden war, krank bis Prag in rauher Winterszeit geschleppt. Eibenschitz musste ihn auch von da abweisen, durfte dem Kranken, der nicht weiter konnte, keine Zuflucht in Prag gestatten. Das war der Chajon, der sich zwar sehr undankbar gegen ihn erwiesen hatte, von dem er jedoch höchstwahrscheinlich in die Kabbalah eingeführt worden war. Ihm blutete das Herz, und er schüttet es vor seinem hochherzigen Weibe aus. Kann ich den geächteten, hinfälligen, kranken Greis, der in rauher Winterszeit nicht mehr weiter kann, draußen vor der Stadt verhungern lassen? Ist er auch schlecht, ich habe einst von ihm gelernt, und er ist doch ein Mensch. Kann ich ihm Nahrung schicken? Du weißt, ich bin selbst mit ihm verdächtigt. Die edle Seele bietet sich nun dem Gatten an, allnächtlich in eigener Person, so dass es keiner zu erfahren braucht, dem Elenden Speise hinauszutragen. Da sieht man auch allabendlich zur rauhen Winterszeit zwei verhüllte Frauengestalten zum Thore der Stadt hinauseilen. Es ist die Rabbinerin Eibenschitz in Begleitung ihrer hochbetagten, frommen Mutter. Sie bringen Labung einem Kranken, einem Elenden, einem Verworfenen. Unwillkürlich fühlt man sich jetzt versucht, diese Episode durch ein kleines Phantasiebild zu ergänzen. Es ist der letzte Abend. Chajon kann schon, will weiter wandern. Er verabschiedet sich von den Frauen. Da holte er mit zitternder Hand ein altes Buch oder Manuscript mit den Worten hervor: Ihr habet Euch edel erwiesen. Das hier ist ein seltenes Amulettenbuch voll der wunderbaren Kabbalah, der große Rabbi wird es zu verwerthen wissen. Die Schlange Chajon hat so vielleicht mit einem Danaergeschenk die Wohlthat gelohnt. Dass das Buch sabbathianisch sein kann, daran dachte Eibenschitz gar nicht mehr. Doch wie sollte er nicht sofort die Zeichen erkannt haben. Wir vermögen es doch so leicht? Ja, wenn sich Emden mit seinem Sephath Emeth mit uns zu Tische setzt und uns Buchstab auf Buchstab deutet. Ohne dies aber kann das trockene Sinnen stundenlang auf die räthselhaften Zeichen starren, ohne etwas Sabbathianisches daran zu riechen.

(Fortsetzung folgt.)





Karl Eötvös über die Dreyfus-Affaire.

Einer unserer hervorragendsten Kriminalisten, der in einem der sensationellsten Prozesse unseres Jahrhunderts eine leitende Rolle spielte, Karl Eötvös, hat zu Gunsten des Provinz-Journalistenverbandes über die Dreyfus-Affaire eine Vorlesung gehalten. Derselben wohnte die Elite der Großwardeiner Gesellschaft bei, welche dem Gast einen ethusiatischen Empfang bereitete. Eötvös ließ in seinem Vortrage seine bekannten Vorzüge als Causeur glänzen. Er gewann der großen „Affaire" originelle Züge ab, und für die Erscheinungen, welche dieses an hochdramatischen Effecten reiche Ereignis hervorgebracht, fand er Argumente und Erklärungen, welche das Laienpublikum verblüffen und den Männern der Wissenschaft Stoff zum Nachdenken bieten werden. Der Inhalt der Vorlesung ist folgender:

Die Juristen behaupten, dass die Dreyfus-Affaire eine Kriminalaffaire sei. Die Juristen haben aber nur in gewisser Beziehung recht. Diese Affaire ist eine derartige Erscheinung der gebildeten Gesellschaft, mit welcher sich die öffentliche Meinung, die Wissenschaft und die Statistik beschäftigt, auch die Statistick, und dies ist wahrhaft interessant. Diese Wissenschaft ist sehr wenig werth. Sie kümmert sich nicht um die Natur der Erscheinungen, sie will blos beweisen, dass Alles gezählt werden kann. Wenn ein wilder, roher Mensch an den Gestaden des Genfer Sees eine Frau, Mutter, Königin meuchlings niedersticht, so ist dies ein Meuchelmord. Wenn zwei slovakische Taglöhner miteinander in Streit gerathen und der Eine den Andern ermordet, hat er sich desselben Verbrechens schuldig gemacht. Die Statistik sagt in beiden Fällen, dass ein Meuchelmord vorliege. Ebenso trocken wird auch die Dreyfus-Affaire in die Statistik aufgenommen werden.

Ein Offizier wird im Jahre 1894 wegen Verraths zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Drei Jahre später traten Zweifel auf, ob das Urtheil gründlich und gerecht gewesen ist. Anfangs wurden nur Wenige von diesem Zweifel befallen, später sind es gar Viele, die zweifeln. Es wird die Unfehlbarkeit und die Autorität des Richterstandes bezweifelt. Die staatliche Ordnung vertheidigt die Richter und die Rechtswissenschaft das Urtheil. Zwei Lager entstehen. Das Lager der staatlichen Ordnung behauptet: Lasset die Todten ruhen. Die Erde hat den faulenden Körper verschlungen, das rechtskräftige Urtheil hat die verfaulte Ehre verschlungen. Das Eine ist ebenso wie das Andere begraben, es wäre frevelhaft, die Gräber aufzuwühlen. Aber auch das andere Lager ist kräftig. Auf seiner Flagge steht geschrieben: Gerechtigkeit! Sein Kriegsruf lautet: Über Alles erhaben ist die Wahrheit, welcher zum Siege verholfen werden muß. In der Gerechtigkeit liegt die Kraft der staatlichen Ordnung, und dies befiehlt auch die Menschenliebe.

Beide Lager stoßen auf einander. Der grausame Kampf hält nunmehr ununterbrochen seit 21 Monaten an. Nur einzelne Truppen kämpfen noch immer mit verzweifelter Anstrengung. Es scheint, dass das Lager, welches die Autorität des rechtskräftigen Urtheils anerkennt, den Kampfplatz dem Lager der Wahrheit überlassen wird. Und sodann wird die Statistik denselben in die erledigten Affairen einreihen.

Der Statistiker wird registriren, dass Jemand unschuldig verurtheilt wurde; was der unschuldig Verurtheilte erlitten, geht die Statistik gar nichts an.

Wie konnten ernste Richter, Männer mit gereiftem Verstande, mit ehrlichem Gewissen ein falsches Urtheil fällen? Die gebildete Gesellschaft und die Rechtswissenschaft kennt zweierlei Gerechtigkeit. Die eine ist die gesetzliche, die andere die wirkliche Gerechtigkeit. Häufig wird die Wahrheit vom Opfer selbst verheimlicht, abgeleugnet, verfälscht. Es will lieber sterben, als dass die wirkliche Wahrheit ans Tageslicht gelangen soll. Unter Tageslicht verstehen wir die öffentliche Meinung, und die ist oft dunkler als die schwarze Nacht.

Unser alter Verböczy bindet uns ans Herz, beim Urtheilsspruch blos die gesetzliche Wahrheit zu suchen. Er gestattet nicht, falls der Richter die gesetzliche Wahrheit erforscht, weiter zu gehen und eine andere Wahrheit zu suchen. Unsere modernen Rechtsgelehrten werden sagen, dass diese Auffassung, welche vor Jahrhunderten geherrscht, heute veraltet sei und nichts mehr gilt. Ich, der ich selbst halb und halb ein moderner Jurist bin, will mit unseren jetzigen Juristen nicht streiten. Ich bin jedoch auf Grund meiner alten Erfahrungen zur Erkenntnis gelangt, dass wir mit der Erforschung der Wahrheit nicht besser daran sind als vor einem halben Jahrtausend. Das Princip der heutigen Rechtspflege ist ein anderes, die Mittel sind jedoch die gleichen, und die Erfolge nicht größer als in früheren Zeiten. Betreffs der Mittel existirt dennoch ein Unterschied. Die alte Rechtspflege gestattete die Anwendung von Foltern, was die heutigen Gesetze und die Moral verbieten. Die heutige Rechtspflege bedient sich jedoch der öffentlichen Meinung, und diese war in der alten Zeit nicht bekannt. Ich frage nunmehr, ob der Rechtspflege die Torturen oder die hartnäckige öffentliche Meinung mehr im Wege stehen. Gegen die Torturen schützen uns die Gesetze und unser humanes Gefühl. Gibt es aber eine Abhilfe gegen die öffentliche Meinung? Die beste Aufklärung ertheilt uns darüber die Dreyfus-Affaire.

Ich kenne die Gewalt der öffentlichen Meinung. Sie war zur Zeit der Tißa-Eßlarer Affaire nicht minder aufgeregt, leidenschaftlich und von Hass erfüllt, als in der Affaire, welche Frankreichs Renommé stark erschüttert. Die wichtigsten Personen in der Dreyfus-Affaire sind die Zeugen und Sachverständigen. Neid, Eifersucht, Hass, Geldgier, Ehrgeiz scheinen die Motive zu sein, welche in der Dreyfus-Affaire gegen den Angeklagten maßgebend waren. Das Geld spielt in dieser ominösen Affaire eine große Rolle. Viele Millionen wurden verausgabt, um Beweise zu verschaffen. Die falschen Beweise haben den Meineidigen viel Geld eingebracht. Es gab auch falsche Zeugen und Sachverständige, jedoch nicht des Geldes wegen, sondern aus Eitelkeit. Bertillon, einige Minister und Generäle haben aus Eitelkeit, im Interesse ihrer Machtstellung, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft. Es gab aber auch falsche Zeugen, die bona fide, in ihrer ehrlichen Ueberzeugung gegen Dreyfus aufgetreten sind. Solche Zeugen gab es in der odiosen Affaire; dieselben sind unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gestanden, ihre Aussagen waren falsch, demgemäß auch das Urtheil. Noch ärger als der Zeuge ist der Sachverständige. Der Zeuge verschmilzt seine Ansicht mit der der öffentlichen Meinung. Der Sachverständige beeinflußt gar gewaltig den Urtheilsspruch; er füllt selbst ein Urtheil. Die Aerzte-Sachverständigen wissen noch ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die Sachverständigen anderer Kategorien wissen sich genau dem Geschmack ihrer Vorgesetzten anzupassen. Sie gehorchen auf den Wink, und aus diesem Grunde geräth die Wahrheit gar zu oft in die Falle. Die Tage der Sachverständigen sind gezählt.

Die Affaire Dreyfus bewegte sich von allem Anfang an um das Bordereau. In diesem Bordereau waren jene Geheimnisse verzeichnet, welche angeblich der langjährige Bewohner der Teufelsinsel dem Feinde verrathen haben soll. Die Schriftzüge

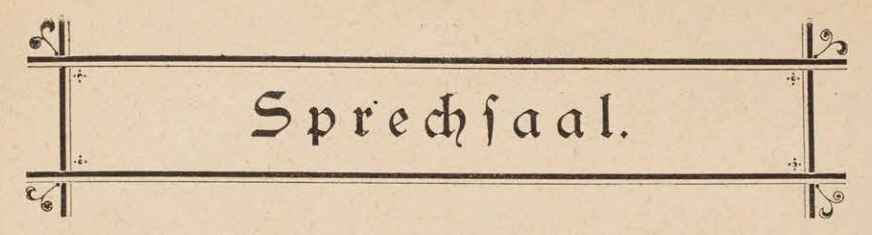
des Bordereaus sind theils ähnlich, theils nicht ähnlich mit der Schrift des Dreyfus. Die Sachverständigen behaupteten, dass die ähnlichen Schriftzüge jedenfalls von Dreyfus stammen; betreffs der nicht ähnlichen erklären sie, dass Dreyfus, um jedem Verdacht aus dem Wege zu gehen, seine Schrift geflissentlich verstellt hat.

Anlässlich der bei ihm vorgenommenen Hausdurchsuchung wurden keine Schriften vorgefunden. Seine Verderber waren jedoch nicht in Verlegenheit, sie erklärten, dass Dreyfus, im Bewusstsein seiner Schuld, die ihn compromittirenden Schriften vernichtet habe.

Dies ist das Schicksal der Strafaffairen, wenn sie von der öffentlichen Meinung beherrscht werden. Wohl dem, der ein Günstling der öffentlichen Meinung ist, und wehe Demjenigen, den die öffentliche Meinung verfolgt. Der eklatanteste Beweis für diese Behauptung ist die Dreyfus-Affaire. Kein Verbrechen ist so zu verabscheuen wie das, welches Henry begangen hat. Er war jedoch ein Liebling der öffentlichen Meinung, und dies die Ursache, weshalb man dem Fälscher ein Monument errichten wollte. Ein verkehrtes Schicksal steht Dreyfus bevor. Man wird ihn freisprechen; seine Unschuld proklamiren, trotzdem wird ihn die Menge nie mehr in Gnaden aufnehmen. Das Herz der Menge wird unter dem Drucke der öffentlichen Meinung zu Stein. Sie duldet nicht, dass derjenige, den sie einmal verurtheilt, als Held auferstehe. Nur die klar Denkenden und die Edelmüthigen werden den Märtyrer wieder freundschaftlich umarmen. Wie bildet sich eigentlich die öffentliche Meinung, welche große Umwälzungen hervorruft? Ich versuche es in sonderbarer Weise zu erklären. Ebenso wie der menschliche Organismus, wird periodisch auch die Gedankenwelt der Menschheit von einer ansteckenden Krankheit befallen. Und von dieser Epidemie bleibt selbst der größte Geist nicht verschont. Es existieren Seelenzustände, welche wir sehen, kennen, beobachten, jedoch genau nicht erklären können. Wir können uns z. B. die Panik nicht erklären. Derartige Erscheinungen sind krankhaft periodische Epidemien, Ansteckungen des Gehirns, welche rasch große Verheerungen anrichten. Die Geschichte kennt riesige Epidemien, welche das Gehirn der Menschheit ohne Rassenunterschied stark infizirt haben. Ich glaube, dass bei der Entstehung und der Weiterentwicklung gewisser Revolutionen und Verfolgungen von Konfessionen und Nationalitäten die Gehirne der betheiligten Personen infizirt, deren Denkvermögen von einer epidemischen Krankheit befallen gewesen ist. Eine Epidemie grassirte zur Zeit des Tißa-Eslarer Falles und heute anläßlich der Dreyfus-Affaire. Im ersteren Falle erstreckte sich der Herd der Infektionskrankheit auf ganz Europa, gegenwärtig blos auf Frankreich. Am schrecklichsten wüthete der Kampf zur Zeit der Prozesse Zola und Esterházy, als sonst hochachtbare Personen, angesteckt von dem Gifte der öffentlichen Meinung, falsche Aussagen machten. Zu jener Zeit waren fast sämmtliche Franzosen infizirt. Tausende Personen wussten, daß Dreyfus unschuldig und die Generäle schuldig sind. Nur Wenige hatte den Muth und faßten den Entschluss, ihre Überzeugung laut zu verkünden. Auch die Übrigen waren nicht feig. In Folge der Epidemie waren ihre Gehirne ermattet. Zola und Picquart leisteten der Epidemie Widerstand, ihr Denkvermögen wurde von der öffentlichen Meinung nicht beeinträchtigt.

Die Legislative, die Regierung, die Presse, die Eisenbahnen, die öffentlichen Belustigungsorte, kurzum, diese modernen Werkzeuge, welche im Stande sind, die öffentliche Meinung aufzurütteln, sie zu beeinflußen, haben erwirkt, dass die Dreyfus-Affaire solche Dimensionen angenommen hat, solch erschütternde dramatische Effekte aufweist.

Für Dreyfus ist es ein Glück, daß die Ultramontanen u. die Monarchisten seine Affaire für ihre eigenen Parteizwecke ausbeuten wollten. Deshalb stellen sich die Republikaner auf die Seite Dreyfus'. Sonst wären seine Gebeine auf der Teufelsinsel zu Staub geworden, die Masse hätte Generationen hindurch sein Andenken mit Fluch beladen und blos eine trauernde Familie und einige große Seelen hätten sein Andenken gesegnet.



Sehr geehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, zu den Gründen, welche Herr Martin Friedmann in Horaždiowitz im Juliheft Ihrer gesch. Chronik zu seiner Rechtfertigung vorbringt, daß er an einem Montag beim Schacharisgebet drei Brüder, welche Kohanim waren, zur Thora hat rufen lassen, einige Bemerkungen zu machen. Derselbe schreibt dort, um die richtige Ansichtsäußerung des Herrn Dr. Kurrein widerlegen zu wollen, wörtlich: „Ganz im Gegentheil, sagt Magen Awrahom, zum Absatz 8 desselben §. „Wenn mancher bestimmt weiß, dass die Mutter des erstaufgerufenen Kohens keine Verstoßene (vom Manne geschiedene) ist, darf man vielleicht bimkom Lewi einen zweiten Kohen aufrufen; dasselbe geht auch dem Bach (bes chodosch zu Ende dieses § hervor".

„Unter derselben Voraussetzung, so folgert Herr Friedmann, ist es daher selbstverständlich auch gestattet, drei Kohanim nach einander aufzurufen". Ich muß gestehen, dass diese Schlußfolgerung mich verblüfft hat, abgesehen von dem selbstbewussten Ton, in dem sie gehalten ist. Ich gewann beim Lesen dieser so selbstverständlichen Folgerung den Eindruck, dass doch der Magen Awrohom ein sehr bescheidener Rabbiner war.

Wo in aller Welt ist nun in den angeführten Worten des Magen Awrohom ganz das Gegentheil von dem, was Herr Dr. Kurrein gesagt, zu finden? Erstens gebraucht der Magen Awrohom das Wörtchen „efschar", vielleicht, woraus zu ersehen ist, dass er diese seine Ansicht nicht als unumstößliche Norm hingestellt wissen will, obwohl er den Bach für sich hat; zweitens befremdete es mich, warum Herr Friedmann die Schlusswortе des citirten Magen Awrohom weggelassen hat. Ist es mit Absicht geschehen oder nicht? Die Schlußworte nämlich, stoßen die selbstverständliche Folgerung des Herrn Friedmann wie ein Kartenhaus um. Der Magen Awrohom sagt zum Schluß wörtlich: „Und doch bedarf dieses der Überlegung, denn es sei ein anderes Vergehen zu befürchten, wie z. B. heimliche Untreue gegen den Ehemann". Es ist also mehr als gewagt, aus dem angeführten Magen Awrohom folgern zu wollen, dass man als halocho lemaasse drei Kohanim nach einander aufrufen darf.

Herr Friedmann schreibt zu diesem Gegenstand noch weiter wörtlich: „Wird noch zu all dem angeführten der Umstand in Erwägung gezogen, dass das Vorlesen aus der Thora am Sabbath zu Minchah, am Montag und Donnerstag Schacharith (baba kama 82 a, Maharic und Schemenhamoor) eine Einführung des Esra und daß auch die Reihenfolge Kohen, Lewi, Isroël keine religionsgesetzliche sondern blos eine ceremonielle ist, „mipne darke scholom" des Friedens halber (Gittin 49 a und auch b, so kann in diesem Falle von der Übertretung eines Gebotes unserer Religion gar keine Rede sein". Ich muss sagen, dass man leichtfertiger mit talmudischen Citaten und geringschätziger mit den religiösen Satzungen nicht umgehen kann. Herr Friedmann hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Er schlug diese beiden Talmudstellen nach, las sie oberflächlich durch und meinte nun eine Fundgrube für seine selbstverständliche Entscheidung gefunden zu haben. Würde er sich aber in den

Gegenstand etwas mehr vertieft haben, so wäre er sicherlich zu einem ganz andern Resultat gelangt. Er hätte gefunden, daſs Maimonides hilchoth tefilo cap. 12, Halocho 1 sagte: Moses unser Lehrer, hat für Israel verordnet, daſs man öffentlich aus der Thora lesen soll am Sabbath, am Montag und Donnerstag zu Schacharis damit man nicht drei Tage ohne Anhörung der Thora sei, Esra aber traf die Verordnung, daſs man am Sabbath zu Mincha aus der Thora lese, ... Auch führte er ein, daſs man am Montag und Donnerstag drei Personen zur Thora rufe und daſs man nicht weniger als 10 Verse lese". Diese Ansicht theilt auch der Talmud baba kama 82 a. Er hätte ferner gefunden, daſs die Reihenfolge Kohen, Lewi, Isroël nach Ausführung des Talmud (Gittin 59 b) nicht eine ceremonielle, sondern daſs dieselbe ein biblisches Gebot sei und daſs das in der Mischnah stehende „mipne darke scholom", des Friedens halber, auf ganz etwas anderes Bezug hat, nämlich, daſs der Kohen oder der Lewi dieses ihm von der Bibel schon eingeräumte Recht „des Friedens halber" keinem Laien abtreten darf, er hätte weiter gesehen, wie Tossafoth zur Stelle im Namen des R. Juda bemerkt, daſs, wenn in der Synagoge nur Kohanim sind, einer von ihnen für alle sieben lese. Er hätte endlich gefunden, daſs Mordechai zu Alfassi Gittin 404 die Ansicht ausspricht, daſs in dem Falle, wenn in der Synagoge nur Kohanim sind, man einen und denselben Kohen 2mal nach einander zur Thora ruft und dann zur Ergänzung der Zahl sieben fünf Frauen aufruft. Aus all dem Angeführten geht doch klar hervor, daſs es nicht so selbstverständlich gestattet ist, drei Kohanim nach einander aufzurufen.

Herr Friedmann meint, weil das Vorlesen am Montag und Donnerstag eine Einführung des Esra sei, darum kann man auch an diesen Tagen drei Kohanim nach einander aufrufen Schätzt er den Esra so gering, daſs er bei einer von ihm getroffenen Einführung sich über so manches hinwegsetzen zu können glaubt? Ich möchte doch den Herrn Friedmann fragen, wie er zum V. über Purim und Chanukka denkt, die von Gelehrten, welche viele Jahre später nach Esra gelebt, eingesetzt wurden? Wie stellt er sich zu bossor of becholow, dessen Verbot nur rabbinisch ist, wie zu den hilchoth schechito, von denen die meisten auch nur rabbinisch sind, überhaupt wie verhält er sich zu allen mizwoth derabbonon, wenn er Verordnungen, von Esra getroffen, für so geringfügig hält. Ist nicht aus all dem zu ersehen, wie vorsichtig man in einer religiösen Entscheidung sein muß, wie jede leichtfertige Entscheidung von schwerwiegenden Folgen begleitet sein kann.

Der Umstand, daſs die drei Kohanim, welche in Horaždiowitz nach einander aufgerufen wurden, zugleich Brüder waren, übergeht Herr Friedmann in seiner Rechtfertigung geflissentlich mit Stillschweigen. Warum? weil er in diesem Punkte seine Achillesferse erkannt hat, weil er hierin nichts zu seiner Rechtfertigung anführen konnte. Hier fühlte er sich getroffen. Denn Orach Chajim Cap. 41 Seite 6 steht klar und deutlich, daſs man 2 Brüder, auch wenn sie Laien sind, nicht nacheinander aufrufen darf, „wegen ain horo", wegen böser Augen. Der Maharil ist sogar der Ansicht, daſs, wenn der eine Bruder schemin aufgerufen wird, der andere selbst als Maftir nicht mit Namen aufgerufen werden darf, wegen ainhoro. Vergleiche noch Ateres zekenim, wo für dieses Verbot noch ein anderer Grund angegeben wird.

Zum Schluſs möchte ich noch den Herren Dispens-Rabbinern, die nicht das nöthige rabbinische Wissen sich angeeignet haben, zurufen, „hischaru bdiwrechem" seid vorsichtig mit dem Munde, noch vorsichtiger aber mit der Feder.

Dr. Klotz, Rabbiner in Jungbunzlau.



Druck von Adolf Löwy in Bilin.